

„Wir brauchen mehr Begegnungen. Vor allem auch in Europa.“

Interview mit *Go Europe!* - Initiator Dr. Carsten Witt

Herr Witt, Sie sind schon längst im Rentenalter. Andere buchen Kreuzfahrten oder leisten sich große Autos. Sie planen eine 5.000-Kilometer-Wanderung für Europa. Und eine Europäische Begegnungsstätte in Tallinn. Wieso tun Sie sich das alles noch an?

Ich habe überhaupt nichts gegen Kreuzfahrten, und war schon selbst mit der Queen Mary 2 nach New York unterwegs, und habe das sehr genossen! Große Autos interessieren mich hingegen so gar nicht, eher noch innovative Autos. Deshalb fahre ich derzeit auch ein Elektroauto eines süddeutschen Herstellers. Dies dazu. Eine Fünftausend-Kilometer-Wanderung ist natürlich eine Herausforderung, die ich in der Konsequenz nicht voraussehen kann. Dennoch ist es ein unglaublicher Reiz. Ich bringe ja eine recht gute Grundkondition mit, die ich mir eigentlich erst in meinen Enddreißigern geschaffen habe, und in drei Marathons gipfelte, die für mich jeweils ein tolles Erlebnis gewesen sind. Ich habe also ein gewisses Körper-Feeling und weiß, was ich mir zumuten kann – auch wenn ich bisher natürlich noch keine Fünftausend-Kilometer-Wanderung gemacht habe. Hape Kerkeling, der nach eigenem Bekunden zuvor eine „Couchpotato“ gewesen ist und überhaupt keinen Sport gemacht hat, ist mit seinem Jakobsweg ein Vorbild für mich. Übrigens gibt es ja schon offizielle Wanderwege, die quer durch Europa führen, und teilweise noch viel weiter reichen. Da sind schon viele Leute unterwegs. Die machen bloß nicht so viel Wind darum wie ich jetzt.

Wozu brauchen Sie die Aufmerksamkeit?

Es geht darum, in Tallinn das ehemalige Gefängnis Patarei in ein europäisches Begegnungszentrum umzubauen. Dafür wird sehr viel Geld benötigt. Und das wollen wir durch Sponsoren, Fördermittel und Spenden generieren. Die Wanderung ist ja nicht „nur“ dafür gedacht, ganz allgemein für die europäische Verständigung und Zusammenarbeit zu werben, sondern auch, um eine Anschubfinanzierung für das Bauprojekt zu ermöglichen. Die Idee ist, dass jeder Meter, den ich bewältige, für zehn Euro „verkauft“ wird. Nach Adam Riese kämen so schon allein 50 Millionen Euro zusammen. Das wäre eine Hausnummer!

Sie waren allein schon aus beruflichen Gründen viel in der Welt unterwegs. Was haben Sie aus dieser Erfahrung mitgenommen?

Das stimmt. Ich war in allen Kontinenten unterwegs. Bis auf Australien. Aber vielleicht führt mich einer meiner Söhne, der dort einmal ein Jahr verbracht hat und mir das Land zeigen möchte, tatsächlich noch hin.... Was habe ich dort gelernt? Einerseits natürlich, dass es woanders, speziell in den arabischen Ländern, doch alles etwas anders ist, als zu Hause. Aber vor allem auch, dass die Grundbedürfnisse überall auf der Welt ähnliche sind. Überall sind

Menschen, und sie fühlen wie du und ich, sie wollen essen, schlafen, etwas zum Anziehen und ein Dach über dem Kopf. Sie wollen mitwirken, Anerkennung erfahren, und sie wollen Spaß haben und das Leben genießen. Ich habe immer wieder mit Erstaunen festgestellt: Ob in einer deutschen Kleinstadt, in Hamburg oder Berlin, da ist im Sommer immer ein unheimliches Leben auf den Straßen. Das gleiche Bild habe ich in Kuala Lumpur, das habe ich in Singapur, in Buenos Aires, in New York oder in Charlotte in North Carolina: Überall wollen die Menschen ein friedliches Miteinander leben. Ein gutes Beispiel für ein funktionierendes multikulturelles Land ist in meiner Wahrnehmung Malaysia. Verschiedene Religionen sind hier vertreten, man respektiert sich, allen immer wieder auftretenden politischen Konflikten zum Trotz. Auf der Ebene Mensch zu Mensch funktioniert das alles im Großen und Ganzen wunderbar. Und deshalb glaube ich eben auch, dass wir diese Begegnung mehr denn je vor allem auch in Europa brauchen. Polen und Franzosen sind sich zuweilen genauso fremd, wie wir meinen, uns etwa gegenüber Laoten, Nigerianern oder Mongolen zu fühlen. Das hat am Ende gar nichts mit Geburtsorten oder der Sozialisation zu tun. Anders ist das natürlich in sozialen Brennpunkten wie etwa den Banlieues in Frankreich. Wenn sich jemand völlig abgehängt fühlt, ist es von vornherein enorm schwierig, mit bloßen Begegnungen etwas zu bewirken.

Wie ist Ihr politisches Engagement entstanden? Was hat Sie als Mensch geprägt?

Als Kind, das muss so um 1947 herum gewesen sein, war ich oft Zeuge von Auseinandersetzungen zwischen meinem Großvater und seinem Bruder, also meinem Großonkel. Beide waren Lehrer. Mein Großvater war Zeit seines Lebens Sozialdemokrat, während mein Großonkel Karl Witt in der Nazizeit als Schulsenator eine verdammt unrühmliche Rolle gespielt hat – das kann man alles auf Wikipedia nachlesen. Jedenfalls haben sich die beiden alten Männer regelmäßig Wortgefechte geliefert, die fast körperlich wurden. Mich hat das schon als kleinen Jungen sehr beeindruckt und letztlich schon geprägt. Dann lag in dem Haus, in dem ich seit meinem vierten Lebensjahr wohnte, von Anbeginn, das muss also ab 1947 gewesen sein, der „Spiegel“ herum, es wurde überhaupt viel Zeitung gelesen und über die aktuellen politischen Ereignisse diskutiert. Ich erinnere mich an die Worte meiner Tante Grete, die angesichts eines nicht mehr funktionierenden Telefons und einer Straßenlaterne, die nicht mehr leuchtete, immer wieder sagte: „Wir werden wohl nie wieder ein Telefon und Licht auf den Straßen haben.“ Das war eben alles noch vor 1949, die Zukunft weitestgehend ungewiss, die Stimmung dementsprechend. Das hat mich schon sehr geprägt und die Grundlage für mein lebenslanges politisches Engagement gebildet. Nicht innerhalb einer Partei, aber doch im Rahmen von Diskussionen, Demonstrationen oder auch Petitionen, und natürlich bei Wahlen. Ein sehr einschneidendes Erlebnis war für mich die Willy-Wahl. Weil ich in dieser Zeit in Algerien lebte, konnte ich mich leider nicht direkt an seiner Wahl beteiligen, aber war sehr glücklich, als Willy Brandt dann Bundeskanzler blieb. Natürlich hat mich auch die Lage im noch vom Krieg geprägten Algerien beschäftigt, ebenso die Situation in Libyen, wo ich ebenfalls einige Zeit verbracht habe. Aber zurück zu Europa: Ich habe ja von Anfang an die Entwicklung des Nachkriegs-Europa miterlebt, von der Montan-Union bis zur Europäischen Union. Auch wenn es in den Jahrzehnten immer wieder zwei Schritte vorwärts, und einen zurück ging, kamen ja doch einige Dinge voran. Seit ein paar Jahren erleben wir, gelinde gesagt, eine Stagnation. Wir haben Orban in Ungarn, Kaczyński in Polen, wir haben den Brexit und mit Ach und Krach die Wahlen in den Niederlanden und vor allem in Frankreich überlebt. Und das kann es aus meiner Sicht nicht sein. Wir müssen Europa wieder spürbar machen: Durch Begegnungen, vor allem

Begegnungen junger Europäer jenseits der Eliten, die etwa durch Erasmus-Programme versorgt werden, die sich aber eben nur an Studierende wendet. Das ist eben der Grundgedanke von unserem Patarei-Projekt: Begegnungen auf allen gesellschaftlichen Ebenen innerhalb Europas. Das könnte ja etwas in Richtung „Europa eine Seele geben“ in Gang setzen oder neu befeuern.

Ihr Interesse für Europa war also schon lange vorhanden. Aber gab es in den letzten Jahren ein ausschlaggebendes Moment?

Das hat sicherlich auch mit der Tatsache zu tun, dass ich vor einigen Jahren als Quereinsteiger an einem Gymnasium Mathematik und Physik unterrichtet habe, und dort dann gebeten wurde, die Koordination der Comenius-Projekte zu übernehmen, einem Programm ähnlich den Erasmus-Programmen, nur eben für Schüler. Über einen Zeitraum von mehreren Jahren habe ich die verschiedenen Projekte betreut, die in ganz Europa stattfanden. Und da habe ich doch sehr hautnah erlebt, was Begegnungen konkret bedeuten, wie wichtig sie sind gerade im Hinblick auf Ängste und Vorurteile. Das war dann auch genau die Zeit, in denen es die ersten großen Risse in der öffentlichen Wahrnehmung von Europa gegeben hat. Das gab mir schon einen ziemlichen Impuls. Und der Zufall will's, dass ich mich in dieser Zeit gerade in Tallinn aufgehalten und dabei das Patarei entdeckt habe. Ich war sofort fasziniert von der Anlage, und habe schnell die Vision von einer europäischen Begegnungsstätte entwickelt. Zwei Wochen später bin ich auf Einladung der estnischen Regierung wieder nach Tallinn geflogen, und wurde an einem Sonntag durch die Räumlichkeiten geführt.

Können Sie diejenigen verstehen, die mit der Arbeit der Europäischen Union unzufrieden sind, und sich abwenden?

Natürlich kann ich das, zumal diese Unzufriedenheit hausgemacht ist. Die EU hat kaum oder gar nichts dafür getan, um ein Interesse oder gar Begeisterung für die Gemeinschaft und ihre Projekte zu wecken. Und die nationalen Regierungen, die deutsche vorneweg, singen ja nach wie vor das Lied der Partikularinteressen. Wir sehen das ja nicht nur in Ungarn oder Polen: Die EU kommt in der öffentlichen Diskussion nur dann vor, wenn es darum geht, irgendwelche Fördertöpfe anzuzapfen, um bestimmte Projekte zu finanzieren, allen voran im Bereich der Agrarwirtschaft. Die EU wird als Monster wahrgenommen, das über uns hinweg regieren will, jede Menge Geld kostet, aber uns nichts bringt. Dieses Image hat sicher leider verfestigt, und die EU hat zu wenig dagegen unternommen, das muss man so klar sagen. Bei jeder kommunalpolitischen Entscheidung geht es doch immer wieder darum, EU-Richtlinien zu umgehen, und die eigenen Schäfchen ins Trockene bringen.

Und wie wollen Sie gerade diese Menschen abholen?

Wir wollen nicht nur diesen Marsch machen, sondern ins Gespräch kommen, gerade mit den Gegnern und Zweiflern. Mein Sohn Jakob hat dies gerade vorgemacht, indem er mit dem Elektroauto durch Osteuropa gefahren ist, und hat dort vor allem mit jungen Menschen die tollsten Begegnungen gehabt. Ich denke, man muss vor allem zuhören, die Sorgen anhören, versuchen, diese zu verstehen. Es gibt ja viele, die nicht völlig zu Unrecht sagen: Komm mir

nicht mit Europa, ich muss erst mal etwas auf den Teller bekommen. Und diese Probleme können wir von *Go Europe!* natürlich auch nicht lösen, aber wir können dazu beitragen, dass der Geist der Solidarität innerhalb der EU gestärkt wird.

Was waren aus Ihrer Sicht die schwersten Fehler in der bisherigen Europapolitik?

Wenn ich mir zum Beispiel vergegenwärtige, wie der Europarat immer wieder zugunsten einzelner Nationalstaaten in alle wichtigen Fragen hineingrätschen kann, indem er 'Nein' sagt, dann ist das natürlich ein schwerer Konstruktionsfehler. Statt, dass man sagt: 'Europe first!' Und dann ist natürlich auch nicht zu leugnen, dass im Laufe der vielen Jahre nicht allzu viel dagegen unternommen wurde, dass die Kommission den Ruf bekam, Abstellplatz für ausgediente nationale Politiker zu werden – ich denke da etwa an die beachtliche Karriere des ehemaligen CDU-Ministerpräsidenten Günther Oettinger. Und das Schlimme ist ja, dass von solchen Personalien auf den gesamten Apparat geschlossen wird, der auch noch jede Menge Geld verschlingt. Dabei arbeiten hervorragende Leute im Parlament und in der Verwaltung – das wird oft vergessen. Außerdem hat man meiner Meinung nach einen schweren Fehler dadurch begangen, dass man die Werte der Europäischen Union nicht deutlich genug betont und dadurch den Menschen klargemacht hat.

Was erwarten Sie von der EU für die Zukunft?

Dies ist eine Frage, die ich als Einzelbürger beantworte und die nicht die Meinung von *Go Europe!* spiegelt. *Go Europe!* ist überparteilich und gibt keine konkreten politischen Aussagen vor. Dies ist Politikern und Fachleuten überlassen. Meine persönliche Präferenz geht zu einer wirklichen Union, über das Wirtschaftliche hinaus, die dann auch von der Bevölkerung getragen wird. Hierfür wäre meiner Meinung nach eine zentrale Regierung mit föderalem Unterbau notwendig.

Warum glauben Sie, dass Sie als älterer Mann der Richtige sind, um einen Appell für Europa auszusenden?

Gute Frage, zumal wir ja nun auch einen Herrn Macron haben, der als jüngerer Mensch diesen Appell mindestens genauso gut formulieren kann. Dennoch ist es sicher doch kein Fehler, wenn ein älteres Individuum, das selbst noch den Weltkrieg und die ganzen Krisen der Nachkriegszeit wie den Kalten Krieg, den Bau und den Fall der Mauer erlebt, aber auch den langen Weg der Europäischen Einigung verfolgt hat, ein solches Signal aussendet. Ich erhalte jedenfalls sehr viel Zuspruch zu dem ganzen Projekt – sowohl von Jüngeren als auch Gleichaltrigen, die mich bestärken. Das könnte ein deutliches und wichtiges Signal an die Politik sein, und das ist ja genau mein Ziel.